

Noch immer hielt Mia viele Reizen in der Hand und sah in die Sonne, die mit ihren schimmernden Strahlen auf dem weissen Federbett ihres allerliebsten Stübchens einen niedlichen Tanz aufführte. Das sie damals vor Jahren geirret hatte, als sie als reiferer Menschheit dem Wachen seine Reize zu Gast gewesen war. Ein kleines Mädchen noch. Und sie las.

Hier Herr Verwalter!

Es ist hier sehr schön bei Tante Käte. Ich mag hier gerne sein. Wir haben hier viel mehr Ruhe und Träumen und auch Trübheiten und einen Mann.

Nach Papa und Mutterschen habe ich nur ein sehr kleines bißchen Gemüth, aber nach Ihnen manchmal sehr viel, lieber Herr Verwalter. Haben Sie es auch nicht vergessen, daß Sie einmal geirret haben, ich sollte später Ihre kleine Frau werden? Sie bekommen dann ja auch Papa sein schönes Gut. Aber wenn Sie denoch eine andere nehmen, frage ich ihr die Augen aus. Mit einem Kuss auf die Wacke.

Ihre Mia.

Das schlanke, schöne, blonde Mädchen brach unter Lachen in Tränen aus. Nicht nur ihr süßes Nickerchen hatte jenen Mann nicht vertragen können. In all ihren Abendträumen war er lebendig geblieben. Und hatte sie, die Tante Käte, den lächerlichen kleinen Vorfall aus ihrem wackeligen Gedächtnis lösen können, wo sie der bißige wackelige Gärtner verfolgt hatte und sie laut freudig in Herr Verwalters Arme geflohen war, um sich einem an ihm festzuklammern.

„Nun, ich wollte ich nur Deines Vaters schönes Gut“, sagte Gerd, nachdem die Wachen sich in einer unverständlichen Sprache gründlich ausgedrückt hatten.

„Meinetwegen eine Verunreinigung“, sagte Mia, „aber dann eine recht unvernünftige!“ Und dabei schämte sie mit losenden Augen wieder beide Arme an dem Hals ihrer lieben Herrn Verwalters.

Der Dieb.

Skizze von Wilhelm Scharrelmann.

Das Gaunerhändchen, von dem Sie soeben erzählten, erinnert mich an ein Mädchen, das ich vor einigen Jahren auf meinem Landgute erbeute,“ nahm der Baron, der seinen Gegenüber gespannt anzog, lachend das Wort und lehnte sich beiläufig in seinen Stuhl zurück.

„Ich pflege in jedem Jahre einige Wochen auf meinem Gute zuzubringen. Einmal im Sommer ist wirklich öftlicher Aufenthalt. Das von Wäntzen, um meine Gärten, die ich sehr bald und nicht um wenigstens drei Monate im Sommer nicht leicht an intimen Reizen überlassen werden. Ich war, wie gesagt, auf einige Wochen hinausgezogen und genoss die Ruhe meiner lieblichen Arbeitssicherheit in stillen Entzünden. Die Tage verließen erregt und still, wie ich es auf Lindenhöf nicht anders gewohnt bin, und meine Entzünden bildeten Spaziergänge über das Land, die ich täglich unternahm und die mich durch die einjämigen Felder und Forsten der Umgebung führten.

Ich war bereits einige Wochen draußen, als ich durch anhaltendes Regenwetter in eine gewisse und nervöse Stimmung geriet. Es regnete ausserordentlich und unaufrichtig. Die Entzünden ruheten vollständig und ein weitere Ausflüge in die Umgebung war nicht zu denken.

Nachts schlief ich in der Kammer, die für meine Besuche immer geräumt ist und am Ende des langen Korridors liegt, der durch das ganze Haus führt. Der Verwalter ist mit seiner Familie in einem Nebenhaus untergebracht, und außer mir schlief nur ein Diener im Ostflügel. Ich hatte am Abend noch einige Zeit an offenem Feuer gelesen, dem Rauschen des Regens in den Fenstern der Halle gelauscht, war melancholisch geworden, rief zu Bett gegangen und hatte dann lange nicht einschlafen können. Die warme, süßliche Luft und die Vagabundiererei des verlassenen Zimmers mochten daran schuld sein. Schließlich mußte ich doch einzuschlafen sein, denn ich wurde — es mochte eine Stunde nach Mitternacht sein — durch ein merkwürdiges Geräusch aus dem Schlafe gerudert. Es klang wie ein dumpfes Klirren, und ich konnte mich nicht erinnern, jemals ein ähnliches Geräusch gehört zu haben. Ich richtete mich im Bette auf und lauschte. Aber alles blieb still, und ich wollte mich gerade wieder niederlegen und weiter zu schlafen berufen, als plötzlich wieder ein dumpfes Klirren in der Kammer vor meinem Fenster einströmte fortwährend, als ich von neuem in die Höhe fuhr. Ich glaubte deutlich gehört zu haben, daß eine Tür im Saale verriegelt wurde.

Ich lautete eine Heißung erobert, ohne mich zu rühren. Mein erster Gedanke war: „Es sind Einbrecher im Saale!“ Aber schon im nächsten Augenblicke schaltete ich aber mich selbst den Kopf. Es war ja zu bumm, hier einbrecher zu wollen! Außer dem wenigen Silberzeug im Wäntzen des Zimmers war wirklich zu gut wie nichts in Lindenhöf zu haben. Die meisten Zimmer haben völlig leer, weil das Land, außer den wenigen Büchern im Sommer, wenn ich anwesend war, von niemand benutzt wurde.

Als ich aber zum drittenmal Geräusch hörte, hielt es mich nicht länger mehr im Bette. Ich sprang auf, befehlerte mich notwendig mit meinem Schlafrock und schlief in die Tür. Mein Plan war, zunächst meinen Diener zu wecken. Man

konnte immer nicht wissen. Zur größeren Sicherheit lehrte ich vorher noch einmal um und griff nach meinem Gewehr, das in Lindenhöf immer schußbereit über meinem Bette hängt, schlich dann leise über den Flur und öffnete die Tür zu dem Zimmer meines Dieners.

„Gern!“ rief ich leise, „stehen Sie auf! Ich glaube, es sind Einbrecher im Hause!“ Aber Hermann rührte sich nicht. Er schlief wie ein Eschbaum. Ich schlich also näher an sein Bett, um ihn aus dem Schlafe zu rütteln — aber das Bett war leer!

Ich war einmorigen bestürzt in diesem Augenblicke. Wo steht der Dieb, der schlief nicht? Wo er auf Sicherheit aus? Ich glaubte schon längst gemerkt zu haben, daß er mit Verwalters Wabette ein Techtelmechtel benommen hatte.

Ich war ärgert, wütend. Ausgesucht in dem Augenblicke, in dem man einen solchen Diebstahl nötig hatte, war er nicht da! Und zudem ganz allein einer Hande von Einbrechern gegenüberzutreten, denen es vielleicht auf nichts ankam, war immerhin nicht ganz ungeschicklich. Es war keine Freude, die mich befiel. Aber ein unangenehmes Gefühl — ich muß es gestehen — durchdrangte mich doch.

„Wie“, dachte ich, „abern du aus dem Fenster sprangst und den Verwalter wecktest?“

Aber im nächsten Augenblicke gab ich den Gedanken schon wieder auf. Einmal war es nutzlos, denn der Verwalter schlief im Dachboden des Wäntzen, und zum andern hätte ich auch eine leise Scham in mir aufsteigen lassen, nicht allein mit einem solchen Ereignis fertig werden zu können. Nielt ich doch den schwebereiten Doppellager in der Hand.

Ich trat also auf den Flur zurück und lauschte. Aber alles blieb still. Ich mochte wohl einige Minuten gewartet haben — die Zeit dehnt sich ja in solchen Augenblicken bis zur Unendlichkeit —, als ich wieder ein leises Geräusch vernahm. Es klangen aus dem Schlafzimmer zu kommen, und ich gehobte nun auch einen feinen Lichtschimmer durch das Schlüsselloch der Speisizimmertür auf den Flur bringen.

Sollte Hermann auch vielleicht aus Manien ausgegangen sein? durchzuwies es mich, und ich spähte vorsichtig durch das Schlüsselloch in das Zimmer.

Wah, das war Hermann nicht, den ich da drinnen gewahrte! Das war ohne Frage ein Einbrecher!

Ein achtzehn- bis neunzehnjähriger Bursche schien es zu sein. Er hatte eine der Bergen auf dem Gehirne angezogen und durchfrönte nun die Auszüge des Wäntzen.

Da die Vorhänge zugezogen waren, brauchte er nicht zu befürchten, daß der Schein des Lichts nach draußen bringe. Bisher hatte er erfahren, daß das Verrennen des größten Teil des Jahres über leer stand, und war darum nicht sehr besorgt, eutretend zu werden.

Aber wie sah der Bursche aus! Herrliche Beinleider und Schuhe, eine abgetragene, lädierte und schmutzige Jacke und ein Hut, der sich an die bestenen Tage seines Vaters gewiss nur noch mit Mühe erinnerte!

Als er sich aufrichtete, sah ich in sein Gesicht, das gar nicht so unheimlich war, wie ich mir gestehen mußte.

Da das Zimmer zu einer Erde lag, war er gewiß, nachdem er eine der Scheiben zertrümmert hatte, durch eines der Fenster eingekrochen, hatte wahrscheinlich die Türen von innen zu seiner größeren Sicherheit verschlossen und war bereit, auf jedes ihm verdächtige Geräusch hin durch einen Sprung aus dem Fenster das Haus wieder zu verlassen.

Ich war nicht gewillt, ihn zu verfolgen und eine der Türen zu probieren, die doch gewiß verriegelt waren, und verließ darum meinen Posten, schlich in meine Kammer zurück, stieg hier aus dem Fenster, umging leise das Haus und fand richtig eines der Fenster im Eßzimmer, wie ich vermutet hatte, offen.

Ich schaute meinen Doppellager mit einiger Beschämung darüber, es mit einer einzigen, lächerlichen Burschen zu tun zu haben, an die Wand, flüsternd auf die Fensterbank und trat dann mit einem gemächlichen „Guten Abend!“ ins Zimmer.

Der Bursche erwiderte, als hätte ich ein Geschenk gebracht. Ich sah, wie er erlebte und sich auf die Lippen biß.

„Guten Abend!“ wiederholte ich.

Er sah mich an, ohne ein Wort zu erwidern.

„Mitte!“ fuhr ich fort, „genieren Sie sich nicht! Haben Sie schon etwas gefressen, was die Mühe lohnt? Bereiten Sie, bitte, die silbernen Leuchter nicht, und in diesen Auszuge hier finden Sie ein paar Dutzend Messer und Gabeln. Aber ich weiß nicht, ob es sich lohnen wird. Die Größe sind nämlich nur verächtlich. Aber die beiden Leuchter dort würde ich mitbringen lassen. Sie sind aus gediegenem Silber und innen verguldet. Ich bringe dafür.“

Der Bursche nickte mich, nach dem Ausbruch seines Gesichtes zu urteilen, für komplett verrückt gehalten haben.

„Am übrigen“, nahm ich wieder das Wort, „würde ich an Ihrer Stelle zunächst etwas essen. Sie haben gewiß noch einen anstrengenden Weg vor sich.“

Damit nahm ich eine Platte mit Brot aus dem Wäntzen und eine Schüssel mit saltem Geflügel, die noch von der Abendmahlzeit zurückgelassen war, stellte beides meinem Gegenüber hin, nahm ein Glas und lehnte ihm aus einer angedachten Flasche ein.

Der Bursche war immer weiter von mir zurückgehenden. Nun stand er wie ein Hohl an der Wand und mühlerte mich mit unbeschreiblichen Mienen.

Er tat mir unendlich leid in diesem Augenblicke. Mein Jörn war schon verrückt, als ich ihn in seiner abgerissenen Kleidung durch das Schlüsselloch der Tür beobachtet hatte.

„Mitte, wollen Sie sich endlich bedienen?“ fuhr ich fort, „es steht alles zu Ihrer Verfügung.“

Aber er machte keine Miene, irgend etwas anzurühren, und wuschelte sich gewiss eher ins Pfefferland, denn er schob sich langsam und zudrücke an der Wand entlang und schaute mit nicht mißzuverachtlichem Ausbruch bald nach dem Fenster, bald nach mir.

„Sie kommen. Sie denn dazu, mir so ungenügender Zeit einen Besuch abzustatten?“ fragte ich ihn, ohne ihn aus den Augen zu lassen.

Als Antwort näherte er sich nur wiederum ein paar Schritte dem Fenster.

„Nichts da!“ sagte ich und schloß das Fenster. „Nunaus können Sie so ohne weiteres nicht wieder! Erst sehen Sie mit Rede und Antwort!“

Meinen anfänglichen Verdacht, daß ich es mit einem geriebenen Einbrecher zu tun haben könnte, hatte ich worhin bereits aufgegeben. Vielleicht war er ein Strömer und Raabband, der es wohl zum erstenmal verurtheilt, durch einen Einbruch sein Dasein angenehmer zu gestalten.

„Neben Sie“, sagte ich, und trat auf ihn zu.

Er mußte durch meine unerwartete Nähe allmählich in immer größere Verwirrung geraten sein, denn er beobachtete jede meiner Bewegungen mit ängstlicher Spannung und brach nun plötzlich aus sein Schweigen.

„Lassen Sie mich fort!“ preste er zwischen den Zähnen hervor, „lassen Sie mich doch fort!“

„Bis Sie beantwortet Sie meine Fragen!“ erklärte ich nachdrücklich und setzte und lehnte mich dann, äußerste Ruhe und Gleichgültigkeit bewachend, an das Büfett: „Zunächst, wie heißen Sie?“

Er nannte einen Namen, von dem mir nur der Vorname Georg in Erinnerung geblieben ist.

„Woher kommen Sie?“ inquirierte ich weiter.

„Von Samburg“, erklärte er mit unklarer Stimme.

„Zeit wie lange sind Sie unterwegs?“

„Zeit voriger Woche“, gab er zur Antwort.

„Und warum gingen Sie von Samburg fort?“

Und nun kam denn endlich meine Geschichte aus ihm heraus.

Er hatte am Samburg Hofen gearbeitet, war bei dem letzten Streik mitgelassen worden und von Samburg in der Hoffnung angekommen, irgendwo auf dem Lande von einem Bauern bei den Entzünden beschäftigt zu werden, hatte aber bei schlechten Witterung wegen nirgendwas eine Beschäftigung gefunden.

Ob er in Samburg beheimatet sei, fragte ich.

Das sei er nicht. Er stamme aus Thüringen. Im Herbst des vorigen Jahres sei er nach Merzfa ausgewandert, habe eine Zeitlang hier bräuen durcheinander und endlich als Hilfsarbeiter auf einem Zampfer im Freibrich die Heimreise angetreten.

Alles, was er erzählte, mochte einem durchaus ehrlichen und ungeschicklichen Einbruch.

Er mußte hart durchgekommen sein, das war sicher.

„Nun aber, wie kamen Sie dazu, gerade hier einzubrechen?“

Er habe am Nachmittage bei dem Verwalter um Arbeit nachgefragt, aber der habe ihn wieder fortgeschickt. Dabei habe er sich das Haus angesehen und sei auf den Gedanken gekommen, in der nächsten Nacht hier einzubrechen.

„Aß das Ihr erster Einbruch, den Sie verübten?“

„Er befiel lebhaft. „Ganz gewiss, Herr!“

Ich fragte ihn, ob er allein auf der Waise sei?

Er nickte.

In diesem Augenblicke hörte ich draußen auf dem Flure eine Tür geben.

Das mußte Hermann sein.

Ich trat an die Tür, die richtig von innen verriegelt war, wie ich vorher vermutet hatte, öffnete sie und rief: „Hermann!“

Hermann kam, blieb und erlaubte mir, ihn in die Türöffnung.

„Herr Baron“, forderte er und trat in die Türöffnung.

„Er ist jemand hier, der Dich zu sprechen wünscht“, sagte ich kurz und ließ ihn eintreten.

Hermann machte ein unbeschreiblich dummes Gesicht. Er starrte bald mich, bald den Einbrecher an, ohne ein Wort über die Lippen zu bringen.

„Der junge Mann hier ist gekommen, um sich unserer Silber- sachen anzusehen, und möchte sich nun bei Dir beklagen, daß Du die Freundlichkeit hattest, während seines Besuchs abwesend zu sein!“ erklärte ich ihm die Situation.

Ich mußte lachen, wenn ich sagen wollte, daß Hermanns Gesicht nach meinen Worten einen schlauerer Ausbruch angenommen gehabt hätte.

„Verzeihen Sie, Herr Baron, ich — war nur —“

„Nun, Herr Baron, ich weiß Bescheid — wir wollen keine Worte weiter darüber verlieren. Gehe jetzt in meine Kammer hinüber und hole meinen großen Sommeranzug aus dem Kleiderschrank.“

„Herr Baron wollen —“

„Tue, was ich Dir gesagt habe“, unterbrach ich ihn. — Hermann kam mit dem Anzug zurück.

Der Dieb sah mich mit Augen an, die zu sprechen schienen: „Nun beginnt der Transport zum nächsten Gefängnis!“

„Ich war in einer unangenehmen Stimmung, um ihm die Frage anzufragen.“ forderte ich ihn auf. „Sie können sich ja so nirgendwas mehr leben lassen!“

Ich wollte die Dankesworte des Hebertrahen nicht abwarten und trat darum mit Hermann, um dem Burschen Gelegenheit zum Rütteln zu geben, für einige Augenblicke auf den Flur. Der begann drinnen wieder mit seinen Entzünden. . . .

„Ernste dich zu sein, und ließ ihn reden, innerlich beiläufig über seine Giftigkeit.“

Nach einigen Minuten öffnete ich wieder die Tür, um nach meinem Dieb zu sehen.

Aber — denken Sie mein Erstaunen: das Zimmer war leer, das Fenster offen, und der graue Anzug hing unbenutzt auf der Zimmertür.

Auf dem Tische aber fand ich ein mit Wei vollgezeichnetes Stück Papier, auf dem eine diebe Worte standen: „Baron, Sie sind ein Narr! Glauben Sie kein Wort von dem, was ich Ihnen vorhin erzählt habe. Wenn ich nicht angenommen hätte, daß Sie einen erlaubten Dieb sein ließen, als Sie mir vorhin so unvernünftig eigenmächtig, hätte ich den Kopf geben, auf ihre unangenehmen Fragen zu antworten. Da Sie aber ein Weichschwanz zu sein scheinen, nehmen Sie es wohl nicht übel, wenn ich den Geheiß, den ich, die Sie kamen, im Geheimnis Ihres Wäntzen fand, nun Ihnen mitzuteilen habe.“

Herrn.

Wie ich später erfuhr, war das der Spitzname eines der gefährlichsten Einbrecher, die die Umgebungen von Samburg umherschweiften, und erst am Tage vorher aus dem Reichthum entsprungen war. Das Spitzname war der Sage aber war, daß ich bis dahin von dem Geheimnisse des alten Wäntzen aus nicht die geringste Ahnung gehabt hatte. Als ich es nach langem Suchen endlich entdeckt hatte, fand ich noch einige vergilbte Papiere darin, die dem vorigen Besitzer Lindenhöfs gehört haben mußten. . . .

Die Frauen und Fritz Reuter.

(Zum 100jährigen Geburtstage des Dichters.)

Von M. Kürbin. (Nachdruck verboten.)

Wie Goethe hätte Reuter jagen können, er habe? „Som Mütterchen die Frohnatur Und Lust zum Jubelieren.“

Der Einfluß der Mutter wirk bei Reuter lange nach und verriet sich in seinen Schriften. Ohne die Mutter und seine Feine wäre Fritz Reuter nie der Dichter geworden, als den wir ihn ehren, vielleicht auch nicht der lebenswüthigen Mensch, als den ihn seine Freunde schätzten.

Fritz Reuter wurde am 7. November 1810 in der kleinen medienbaurischen Stadt Stenzenhagen als Sohn des dortigen Bäuermeisters und seiner Gattin Johanna geb. Delpe geboren.

Nach der Mutter hat der Sohn das Beste in seinem Wesen geerbt: poetisches Empfinden, ein tiefes Gemüth, einfaches Wesen und die Gabe, an allen Wechselfällen des Lebens eine gute Seite herauszufinden und diese in das hellste Licht zu stellen. Weiter konnte er nur die Mutter in tranken Zügen, denn nach der Geburt eines zweiten Kindes, das in sarem Alter starb, wurde sie (1812) von einer unheilbaren Pöhmung ergriffen, und dennoch war sie, die arme Mutter, der Sonnenchein des Dawies. In den Stunden, in denen Frau Reuter anrecht sitzen konnte, stellte sie die Anzüge ihres Sohnes und ihrer Hingeliebter der Stiefkinder und anderer Jenseit her und leitete von ihrem Stuhle aus das große Kunstwerk. Erlebte in den Stunden der körperlichen Schmerzen war sie nicht müde, fernher las in Büchern und leitete davon ihrem „Fritz“ mit, was sie für ihn gut hielt. Das schwere Körperleben, das sie schon zwei Jahre vor ihrem Hochzeit im Alter von 24 Jahren traf, trug sie im Lichte ihres Glaubens. „Wohl mir“, schrieb sie 1819, „daß ich trotz dieses Schicksals frummeltes bleibe, weder von der Gegenwart gebeugt, noch von der Zukunft gekränkt. Sollte ich doch so etwas erleben, so werden sie mir zuwenden können. Es ist kein Unglück, aber es bedarf zu dulden, ist Glück.“

Der Vater gehörte zu den energischen Menschen, die leicht aufbrauchen, aber in ruhiger Stimmung den Verstand allein einschleichen lassen. Er war unerwünscht tätig und daran gewöhnt, alles nach seinem Willen durchzuführen. Von ihm erblie der Sohn einen Zug von Hochhuberei, lieber aber nicht zugleich besten Energie. Fritz war ein Kind des Unabsehlichen, der momentanen Stimmung.

Aber der vielbeschäftigte Vater, der neben den Amtsgeschäften eine ausgeübte Landwirthschaft betrieb, nach die trankte Mutter konnten den Snaben anhaltend beaufsichtigen. Wohl erhielt er Privatstunden, aber in der freien freien Zeit trieb er sich nach eigenem Gutfinden in den Gärten herum und lernte im Umgang mit Knaben und Mädchen die armsüßliche, plattbäuliche Sprache. Bald kam der Knabe in das Gymnasium in Arienland, wo er für

